

Leseprobe



Lieber ungewöhnlich leben

Lebenszeugnisse gewöhnlicher Ordensleute

103 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746241784

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2014

Lieber ungewöhnlich leben

Lebenszeugnisse
gewöhnlicher Ordensleute

benno

Inhalt

<i>Papst Franziskus:</i> Ordensleute – ein Geschenk Gottes	6
<i>Pater Ulrich Keller OPraem:</i> Alle Wege führen zu Gott	8
<i>Schwester Franziska Lennartz SMMP:</i> Alles Gute kommt von oben	16
<i>Bruder Peter Jasper OSB:</i> Sehnsucht nach Gott	23
<i>Schwester Rebekka Henke OSB:</i> Sollst du mein Weg sein?	27
<i>Schwester Claudia Rieß OSF:</i> Das Feuer entfachen	31
<i>Pater Bernhard A. Eckerstorfer OSB:</i> Erfülltes Leben trotz unerfüllter Wünsche	36
<i>Schwester Johanna Blondrath OSB:</i> Sich anschauen lassen	44
<i>Frater Richard Reinisch OSB:</i> Ein Suchender am Ziel	48

<i>Schwester M. Virgo Pradel SSPSAP:</i> Schnitzeljagd mit Gott	53
<i>Schwester Benedicta Köth ADJC:</i> Gott erwischt mich jedes Mal	60
<i>Pater Jörg Müller SAC:</i> »Ich habe dich beim Namen gerufen ...«	65
<i>Schwester Justina Metzdorf OSB:</i> Mein Weg ins Kloster	75
<i>Schwester Martha Duhr OSB:</i> Himmelheimat	80
<i>Bruder Ansverus Hellmich FFSC:</i> Vom Seemann zum Mönch	84
<i>Schwester Lioba Zahn OSB:</i> Die Auszeit wird zur Lebenszeit mit Gott	88
<i>Schwester Dr. Lea Ackermann SMNDA:</i> Den Menschen nahe sein	92

Ordensleute – ein Geschenk Gottes

Wir alle sind berufen, uns dem Vater mit Jesus und wie Jesus hinzugeben, indem wir aus unserem Leben ein großzügiges Geschenk machen: in der Familie, bei der Arbeit, im Dienst für die Kirche, in den Werken der Barmherzigkeit. Eine derartige Weihe wird dennoch in besonderer Weise von den Ordensleuten, von den Mönchen, von den geweihten Laien gelebt, die mit dem Ablegen der Gelübde ganz und ausschließlich Gott gehören. Diese Zugehörigkeit zum Herrn gestattet es allen, die sie auf echte Weise leben, ein besonderes Zeugnis für das Evangelium des Reiches Gottes zu geben. Ganz Gott geweiht, sind sie ganz den Brüdern hingegen, um das Licht Christi dorthin zu bringen, wo die Finsternis am Tiefsten ist, und um seine Hoffnung in den verzagten Herzen zu verbreiten.

Die gottgeweihten Personen sind Zeichen Gottes in den verschiedenen Bereichen des Lebens, sie sind Sauerteig für das Wachstum einer gerechteren und brüderlicheren Gesellschaft, sie sind Prophetie des Teilens mit den Kleinen und Armen. So verstanden und gelebt, wird das geweihte Leben für uns sichtbar als das, was es wirklich ist: es ist ein Geschenk Gottes, ein Geschenk Gottes an die Kirche, ein Geschenk Gottes an sein Volk! Jede geweihte Person ist ein Geschenk für das Gottesvolk, das auf dem Weg ist. Es gibt einen großen Bedarf an diesen Menschen, die den Einsatz für die Verbreitung des Evangeliums, für die christliche Erziehung, für die Liebe zu den Bedürftigsten, für das kontemplative Gebet stärken und erneuern; den Einsatz für die menschliche Bildung, für die geistliche Bildung der Jugend, der Familien; den Einsatz für die Gerechtigkeit und den Frieden in der Menschheitsfamilie.

Denken wir doch ein wenig daran, was geschehen würde, wenn es in den Krankenhäusern keine Schwestern gäbe, keine Schwestern in den Missionen, keine Schwestern in den Schulen. Stellt euch doch eine Kirche ohne Schwestern vor! Das kann man sich nicht vorstellen: sie sind dieses Geschenk, dieser Sauerteig, der das Volk Gottes voranbringt. Großartig sind sie, diese Frauen, die ihr Leben Gott weihen, die die Botschaft Jesu weitertragen.

Die Kirche und die Welt brauchen dieses Zeugnis der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes. Die geweihten Personen, die Ordensmänner, die Ordensfrauen sind Zeugnis dafür, dass Gott gut und barmherzig ist. Deshalb ist es notwendig, dankbar die Erfahrungen geweihten Lebens in ihrem Wert herauszustellen und die Kenntnis der verschiedenen Charismen und Spiritualitätsformen zu vertiefen. Man muss darum beten, dass viele junge Menschen »Ja« sagen zum Herrn, der sie beruft, sich ganz ihm zu weihen für einen selbstlosen Dienst an den Brüdern und Schwestern; das Leben dem Dienst an Gott und an den Brüdern zu weihen.

Papst Franziskus

Alle Wege führen zu Gott

Normalerweise erwartet der freundlich gesinnte Leser von einem Ordenschristen eine unglaublich außergewöhnliche Berufungserfahrung. Ich kann mich an ein Treffen mit Jugendlichen erinnern. Da begann ein Student aus dem Priesterseminar über seine Berufung zu erzählen, und er berichtete, wie er einmal in der Kirche saß und plötzlich aus der Stille eine markerschütternde Stimme zu ihm sprach, die ihn aufforderte, Priester zu werden. Die jugendliche Zuhörerschaft lauschte wie hypnotisiert der Geschichte des Studenten, der nach einer kurzen, aber prägnanten Pause meinte: »Wer meint, bei mir sei es so abgelaufen, den muss ich enttäuschen.«

In den allermeisten Fällen wächst eine Berufung langsam. Oft legen die Eltern, die Familie, die Ortschaft oder Religionslehrerinnen und -lehrer den ersten Keim, der dann auf mehr oder minder fruchtbaren Boden fallen kann. Mir selbst sind nur wenige Menschen begegnet, die ihrer Berufung von Anfang an sicher waren und die zielstrebig ihren Weg gegangen sind, ohne diesen jemals zu verlassen.

Bei mir war es wohl eine gute Mischung aus Keimling und Chaos.

Meine Eltern würde ich durchaus als religiös bezeichnen. Besonders meiner Mutter war es schon ein Anliegen, meinen Bruder, meine Schwester und mich in die Kirche zu lotsen. Allerdings würde ich meine Familie nicht dem Kreis der regelmäßigen Kirchgänger zuordnen. Das war schon allein deswegen nicht möglich, weil mein Vater ein Hobby pflegte, das ihn gerade am Wochenende auf Trab hielt – und mit ihm

seine Familie. Manchmal – so kann ich heute schmunzeln – war es eben für meine Eltern schlicht und ergreifend »praktisch«, mal eine Stunde pro Woche keine Kinder im Haus zu haben.

Dank meiner Vorliebe für Musik geriet ich in meiner Gögginger Heimatpfarre schon mit knapp sechs Jahren in den Kinderchor, begann diverse Blockflöten zu traktieren (und mit ihnen die Ohren derer, die sich das anhören mussten) und schließlich auch auf der Gitarre einen flotten Darm zu zupfen. Meine damalige Chorleiterin, Frau Peszteritz, förderte mich, wo es nur ging, und mochte mich ganz besonders, weil ich auch nach der Erstkommunion hartnäckig den Dienst als Ministrant scheute. Mir war der Platz auf der Orgelempore lieber als die Sedilien neben dem guten Pfarrer Spengler.

Wie das halt so ist – die Pubertät ging nicht einfach und spurlos an mir vorüber: Ich bekam Pickel und gehörige Zweifel an dem, was »die Kirche« so alles machte und dachte.

Als mein Großvater starb, war ich gerade 15 und hatte immer noch Pickel. Er war in einer Vereinigung aktiv, die in den Augen der katholischen Kirche nicht akzeptabel war. Nach seinem Tod verbot die Bistumsleitung, ein katholisches Requiem für ihn zu feiern, und untersagte eine kirchliche Beistattung. Das wäre ja zu akzeptieren gewesen – hätte Mutter Kirche nicht zu Lebzeiten meines Opas Unsummen an Kirchensteuern von ihm eingestrichen. Es waren sicher nicht geringe Mengen, denn mein Opa gehörte einer eher gehobenen Steuerklasse an. Ich fand es empörend und furchtbar ungerecht, dass man ihn finanziell gern zur Kasse bat, und ihm dann, sobald er sich nicht mehr wehren konnte, die letzten kirchlichen Ehren verweigerte.

»Wer glaubt, ich sei nach dem Austritt ein glücklicherer Mensch gewesen, der irrt.«

Ich hegte und pflegte meinen inneren Groll über Jahre. Ich war sauer – und nicht wenig! So sauer, dass ich aus der Kirche austrat und beschloss, Mitglied der Church of England zu werden – ein Racheakt der persönlichen Art, sozusagen.

Wer glaubt, ich sei nach dem Austritt ein glücklicherer Mensch gewesen, der irrt. Ich hatte furchtbare Schuldgefühle

»Was mich gepackt hat, war die Atmosphäre im Kloster: Ruhe, Besinnung, Gemeinschaft, Gebet.«

und wurde mir erst daheim klar, was dieser Schritt jetzt in letzter Konsequenz bedeuten würde. Was würde mit meiner Musiziererei in der Kirche werden? Adieu meinen Freunden aus der Pfarrjugend?

Musste ich den Religionsunterricht verlassen? Schlafen konnte ich in der ersten Zeit ziemlich schlecht, und die Tränen meiner Mutter, das Toben meines Vaters und das magere Verständnis meiner Freunde hat mir damals ziemlich zugesetzt.

Mein Pfarrer war es dann, der mich irgendwann zur Seite nahm und mir Gespräche anbot. Er wollte mir die Chance geben, das alles nochmal in Ruhe durchzuüberlegen und vielleicht eine andere Sichtweise zu erhalten. Dafür bin ich ihm heute noch sehr dankbar und werde es auch immer bleiben!

Parallel dazu bot die benediktinische Ordensgemeinschaft von St. Stephan, deren Patres die zweifelhafte Ehre hatten, mich im benachbarten Gymnasium unterrichten zu dürfen, eine Schnupperwoche für Schüler der Oberstufe an. Das interessierte mich brennend! Wann hat man als Schüler schon die Gelegenheit, die »schwarzen Obertanen« privat zu erleben.

Und es blieb nicht nur bei einem Besuch – es folgten mehrere weitere. Meine Mutter war entsetzt! Nicht genug damit, dass ich aus der Kirche ausgetreten war – jetzt wollte ich

auch noch ins Kloster gehen! Sie teilte das Schicksal so mancher Mutter und fiel von einer Ohnmacht in die andere.

Was mich gepackt hat, war die Atmosphäre im Kloster: Ruhe, Besinnung, Gemeinschaft, Gebet. Besonders das Gebet habe ich zu schätzen gelernt. Nicht die Psalmen, nicht die gesprochenen Gebete, sondern die Zeiten der Stille. Es hat mich tief berührt, wie sich die Ordensbrüder im gemeinsamen und privaten Gebet so offensichtlich

und vertrauensvoll fallen lassen konnten. »Ich habe gespürt: Sie versanken buchstäblich in eine mir noch unbekannte Geborgenheit hinein, die alles in den Schatten stellte, was ich bisher kannte. Das wollte ich auch können, und ich glaube, ich habe dort, im Chorgestühl von St. Stephan, das allererste Mal »richtig« gebetet. Keine frommen Formeln. Keine wohlklingenden Psalmtöne. Einfach in Gottes Gegenwart ruhig werden und seine Präsenz erleben.

Es ist mir klar, dass spätestens hier die psychologisch Interessierten von Autosuggestion und Wunschenken sprechen werden. Aber für mich war es in diesem Augenblick viel mehr als ein psychisches Phänomen. Für mich persönlich war es der Beginn einer Freundschaft, die mich seither immer begleitet hat. Autosuggestion hat ihre Grenzen – meine Beziehung zu Gott, den ich damals das erste Mal erfahren, fast gespürt habe, ist grenzenlos. (Vorsicht: Das war jetzt doch ziemlich fromm...!)

Das Thema Kirche hat mich nicht losgelassen: Mein Pfarrer holte mich zurück in die Gemeinschaft der Kirche, die Benediktiner ließen mich kommen und gehen und Erfahrungen sammeln. Dafür bin ich sehr dankbar und hoffe, dass die von mir erlebte Offenheit auch anderen helfen kann, ihre Geschichte mit Gott zu schreiben.

Warum aber dann gleich vom Saulus zum Paulus?

Bei der Bundeswehr – die ich sehr halbherzig begonnen hatte – erfuhr ich vom Unfalltod eines ehemaligen Mitschülers und Abiturkollegen. Wir hatten noch ein paar Wochen

vorher unsere Zeugnisse erhalten und gefeiert – jetzt trafen wir uns alle bei Ulis Beerdigung wieder. Es war schrecklich, das

Leid der Familie erleben zu müssen, und ich trat den Weg zurück in die Kaserne mit schweren Gedanken an: Was, wenn ich plötzlich zu Tode kommen würde? Was hätte ich aus meinem Leben gemacht?

Als ich am nächsten Tag zur Schießübung musste und auf die berühmten Pappkameraden schießen sollte, war mir das einfach nicht möglich. Ich wusste, dass ich das nicht wollte und konnte. Hätte mich nicht ein Ausbilder überredet, die Grundausbildung regulär zu beenden und dann das darauf folgende angenehme Leben im Musikkorps zu genießen – ich wäre vermutlich sofort gegangen und hätte meine Verweigerung geschrieben. So aber mussten noch zwei Monate vergehen, bis ich endlich davon überzeugt war, »hier und jetzt« meinen Dienst an der Waffe zu beenden und in den Zivildienst zu wechseln.

Dieser Schritt war komplizierter als gedacht, und ich musste manch bittere Pille schlucken, bis ich endlich meinen Entlass-Schein in der Hand hatte. Fairerweise muss ich hier meinem Kommandanten und dem Spieß meine Hochachtung zollen. Sie haben mich nicht ein einziges Mal schikaniert oder gegängelt. Eher im Gegenteil. Bundeswehr kann also auch menschlich sein...

Meinen Zivildienst leistete ich dann in einem Krankenhaus, in dem ich für mich ausgesprochen wertvolle und wichtige Erfahrungen sammeln konnte. Ich denke, es ist nicht

übertrieben zu sagen, dass hier der Grundstock für mein heutiges Arbeitsfeld in der Notfallseelsorge gelegt wurde. Ohne die vielen Zusprüche und Erzählungen, Ratschläge und Hilfestellungen des Pflegepersonals hätte ich den seelischen Druck, den die Konfrontation mit Leid, Sterben und Tod mit sich bringt, wohl nicht aushalten können. Dieser Lebensabschnitt hilft mir heute, offen und unbefangen auf Sterbende und Trauernde gleichermaßen zuzugehen.

Gegen Ende der Zivi-Zeit musste ich mich entscheiden, ob ich meinen gereiften Wunsch, Theologie zu studieren, nun im Priesterseminar oder als freier Student umsetzen sollte. Zur kompetenteren Entscheidungsfindung bat ich um einen Termin bei Pater Schiegl im »PWB-Augsburg«. Der sah mich an, schüttelte nach der Schilderung meiner Optionen den Kopf und meinte: »Göö! Du dusd ned frei studier'n! Du gehsd ins Brieschderseminaraar, göö!« Bevor ich protestieren konnte, hatte er schon den damaligen Regens an der Strippe und einen Termin vereinbart.

Es passiert nicht häufig, dass ich sprachlos bin – da war ich es!

Der Regens fand keinen Grund, mich zurückzuweisen, und so begann ich im Herbst meine Zeit als Alumne des Augsburger Priesterseminars. Keine schlechte Zeit übrigens, denn ich hatte das Privileg, in einem Kurs zu sein, in dem viele so genannte Spätberufene waren. Die hatten alle schon Berufserfahrung und wussten, warum sie studieren wollten. An die konnte ich mich halten und von ihnen vieles lernen.

Mittlerweile hatte ich – eher zufällig – das Kloster Roggenburg kennengelernt. Beim Betreten der herrlichen Klosterkirche ging mir im wahrsten Sinn des Wortes das Herz auf. Was für ein Kirchenraum! Sonnendurchflutet, leicht, verspielt

und doch klar strukturiert. Dieser Raum strahlte eine unglaubliche Kraft und Freundlichkeit aus.

Als ich dann erfuhr, dass die außergewöhnlich junge und zukunftssträchtige Ordensgemeinschaft in Roggenburg die Pfarrseelsorge als integralen Bestandteil ihrer Gemeinschaft verstand und lebte, »Hier möchte ich, zusammen mit euch alt werden.« dass neben der Actio auch Contemplatio, Communio und Stabilitas tragende Säulen des Lebens sind, da wusste ich, dass ich hierher gehörte, und so habe ich es Jahre später auch formuliert: »Hier möchte ich, zusammen mit euch (der Klostergemeinschaft) alt werden.«

1993, nach dem bestandenen Vordiplom in Theologie, trat ich in der Mutterabtei Windberg ein und wechselte nach einem Jahr nach Roggenburg.

Ich lebe immer noch hier. Immer noch gern.

Nein, bereut hab ich den Schritt nie – warum auch?!

Pater Ulrich Keller OPraem

P. Ulrich Keller wuchs in Bayerisch-Schwaben (Augsburg) auf und konnte sich schon zu Schulzeiten die unwichtigen Anekdoten viel besser merken als den eigentlichen Lehrstoff, was ihm einige gymnasiale Ehrenrunden einbrachte. Erst im Theologiestudium änderte sich das zu seinen Gunsten. Sein Noviziat verbrachte er in der niederbayerischen Prämonstratenserabtei Windberg, bevor er in die Klostergemeinschaft Roggenburg umzog. In den Jahren der pastoralen Ausbildung lernte er nicht nur, als Seelsorger für Pfarrgemeinden zu arbeiten, sondern er lernte auch die Notfallseelsorge kennen, die ihn bis heute zu Menschen führt, die mit dem plötzlichen Tod konfrontiert wurden.

Zur Zeit ist er Pfarradministrator der Pfarreiengemeinschaft Elchingen, leitender Notfallseelsorger und Feuerwehrseelsorger im Landkreis Neu-Ulm.

Alles Gute kommt von oben

Wenn ich gefragt werde, warum ich mich für das Ordensleben entschieden habe, muss ich antworten: Da muss ich etwas weiter ausholen.

Ich war etwa 16 oder gerade 17 Jahre alt, da wollte ich etwas übereilt in mein Zimmer laufen und bin auf dem Weg dorthin gegen unser Bücherregal geknallt. Ausgerechnet stand oben darauf ein großer Bücherstapel, der darauf wartete, eingeräumt zu werden. Dieser fiel nun auf mich nieder, und das einzige Buch, welches ich auffangen konnte, war die alte Bibel meiner Großmutter mütterlicherseits, die ich heute noch benutze. Da ich in der Regel kein Buch ungelesen lassen kann, welches mir in die Hände fällt, begann ich damit zum ersten Mal, die Bibel so richtig zu lesen. Inzwischen hatte ich – von meinen Biologielehrern! – gelernt, dass ich die biblischen Erzählungen als Sinnbilder verstehen muss und sie nicht wort-wörtlich verstehen darf. So las und las ich, etwa zwei Jahre lang, und beschäftigte mich mit diesem Gott. Das meiste, was ich da las, habe ich wohl kaum verstanden, aber was ich verstanden habe, war, dass Gott die Menschen unendlich liebt, auch mich, und dass ich mit ihm reden kann wie mit meiner besten Freundin.

In dieser Zeit fing ich auch an, zunächst heimlich, zu den Gottesdiensten zu gehen. Erst selten und dann immer öfters, schließlich jeden Sonntag und darüber hinaus. Ich konnte mir nicht wirklich erklären, was mich dahin zog, zumal ich als Kind und Jugendliche fast nie zum Gottesdienst gegangen bin und es sogar Jahre gab, in denen ich selbst am Heiligen Abend nicht mitgegangen bin. Jedenfalls war das auch die

Zeit, in der mir wieder ein Satz meiner Großmutter väterlicherseits ins Gedächtnis kam. Sie hatte nämlich einige Male, wenn ich beim Spielen war, zu Verwandten gesagt: »Die Anke, die erinnert mich so an meine Schwester, die ins Kloster gegangen ist!« Dieser Gedanke behagte mir allerdings gar nicht, da ich Klosterleben mit Unfreiheit, Bevormundung und Selbstverstümmelung verband. Aber wie das so oft im Leben ist, wenn ein Thema einen beschäftigt, dann taucht es überall auf. Und so hatte ich über Wochen und Monate den Eindruck, plötzlich von Ordensschwestern »verfolgt« zu werden. Hatte ich zuvor so gut wie nie eine gesehen, so sah ich jetzt doch nahezu jeden Tag eine und dann auch noch jedes Mal eine andere Schwester: im Bus, an der Ampel, in der Schule, im Laden ... und dabei trifft man in meiner Heimatstadt nun wirklich kaum noch Schwestern an.

Das hat mich fast verrückt gemacht, und schließlich wollte ich mehr wissen, ich wollte wissen, was das für Frauen sind und warum sie so leben, wie sie leben. Also lieh ich mir in der Bibliothek Bücher zum Ordensleben, zu Klöstern und auch zum christlichen Glauben. Was ich da las, faszinierte mich, und schließlich fing ich an, mich auch im Internet zu erkundigen. Die Website www.orden.de wurde mir dabei zu einer reichen Fundgrube. Dort sind alle Ordensgemeinschaften im Deutschen Raum aufgelistet, zum Teil mit Links zu deren Homepages. Diese habe ich durchforstet und bin schließlich auf ein Bild gestoßen, welches es mir angetan hatte. Es zeigte den Treppenaufgang zu unserer Klosterkirche. In das Treppengeländer sind Steine, Muscheln und andere Dinge eingeflochten, welche unsere Evolutionsgeschichte darstellen. Biologie und insbesondere die Evolutionsbiologie

»Das einzige Buch, das mir in die Hände fiel, war die alte Bibel meiner Großmutter.«

gehörte immer zu meinen absoluten Lieblingsfächern, und irgendwie dachte ich mir, eine Gemeinschaft, die eine solche Treppe besitzt, kann nicht so ganz engstirnig sein. Ich wusste, dass ich mir diese Gemeinschaft einmal näher ansehen und mir dabei beweisen wollte, dass ich nun wirklich keine Ähnlichkeit mit meiner Großtante habe und

»Über Monate hatte ich das Gefühl, von Ordensschwwestern ›verfolgt‹ zu werden.«

Ordensleben für mich auf keinen Fall in Frage kommt. Und so schrieb ich meiner heutigen Noviziatsleiterin einen Brief, ob ich nicht zu einer Woche »ora-et-labora« kommen könnte. Drei Tage später telefo-

nierten wir miteinander und vereinbarten eine Woche in meinen Herbstferien. Ich war damals 18 und meine Familie hatte bisher von meiner Suchbewegung nichts mitbekommen. Ich glaube, sie dachten, dass ich sie auf den Arm nehmen wollte, als ausgerechnet ich, die in der Familie als hoffnungsloser Fall in Bezug auf Religion galt, ihnen verkündete, dass ich Urlaub im Kloster machen würde.

Ich muss zugeben, als ich im Zug saß, wäre ich am liebsten umgekehrt, doch ich hatte Angst, mir die Blöße zu geben und den Termin abzusagen. Ich hatte wahrscheinlich schon eine leise Ahnung, dass diese Woche mein Leben verändern würde, und das war mir nicht gerade recht.

Meine erste »Klosterwoche« verging wie im Traum. Ich war fasziniert von der Gastfreundlichkeit und der Offenheit der Schwestern, erzählte ihnen bei der Arbeit mehr von mir, als ich es sonst gewohnt war, genoss das gleichmäßige Gebet der Psalmen und ließ mir von der damaligen Novizin und der Postulantin erzählen, wie sie in diese Gemeinschaft gekommen waren. Auch las ich einen Roman über die Gründerin, die hl. Maria Magdalena Postel, die bereits mit 18 Jahren in der Normandie eine Schule für die armen Kinder, deren Eltern

das Schulgeld nicht bezahlen konnten, eröffnete und trotz Lebensgefahr während der Französischen Revolution mutig im Untergrund den Glauben lebendig gehalten hatte. Diese Heilige berührte mich zutiefst und sollte mir auch später zu einem wichtigen Grund werden, mich für gerade diese Gemeinschaft zu entscheiden. Am Ende dieser Woche wusste ich, dass ich nicht fahren könne, ohne zu wissen, wann ich wiederkäme. Und so nahm ich die Einladung an, am Jahreswechsellkurs teilzunehmen. Ich kam und machte einen neuen Termin, fuhr zurück und kam wieder. So ging das über Monate. Als ich dann im Sommer wieder von einer Woche im Kloster zurückkam, war ich rastlos und konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Das hat meine Patentante mitbekommen, die selbst kirchlich sehr engagiert ist. Schließlich hat sie mich ins Auto gepackt und ist mit mir die zwei Stunden bis ins Hochsauerland gefahren, damit ich mich dort nach den Bedingungen für einen Ordenseintritt erkundigen könne. Ich glaube, im Grunde waren wir beide froh, als ich gesagt bekam, dass ich zumindest noch eine Ausbildung oder ein Studium machen müsse, dann könne man ja weiter sehen. Doch etwas enttäuscht war ich auch und versuchte, den aufkeimenden Wunsch, dazuzugehören, erst einmal beiseitezuschieben.

Was ich bei meinem nächsten Besuch einige Monate später nicht ahnte, war, dass kurz nach mir noch einige andere junge Frauen in meinem Alter die gleiche Anfrage gestellt hatten. Das brachte Bewegung in die Gemeinschaft, und die Schwestern entschlossen sich, den Status der »Kandidatur« wiederzubeleben, eine Zeit des unverbindlichen Verbundenseins und Kennenlernens, z.B. während einer Berufsausbildung. Diese Idee wurde uns bei einem Berufungswochenende, zu dem wir alle eingeladen wurden, vorgeschlagen. Ich

wusste recht schnell, dass ich dieses Angebot nicht abschlagen, aber zunächst mein Abitur machen und mich für ein Studium der Religionspädagogik bewerben wollte.

Im September 2010 zog ich für mein Studium nach Paderborn und begann gleichzeitig mit der Kandidatur in Bestwig. Aufgrund der größeren geographischen Nähe kam ich nun öfters über ein Wochenende ins Kloster und hatte so die Möglichkeit, die Gemeinschaft näher kennenzulernen. Ich merkte bald, dass das keine heile Welt ist, dass ich aber so sein durfte, wie ich eigentlich bin. Auch dass ich nach einem Jahr an Diabetes erkrankte, stellte keinen Hindernisgrund dar. Leider ist das längst nicht in allen Gemeinschaften der Fall! Auch habe ich es schnell schätzen gelernt, dass mich einige Schwestern immer wieder nach meiner Meinung zu Dingen des Ordensalltags gefragt haben. Ich durfte mich so schnell in die Gemeinschaft einbringen, obwohl ich noch nicht wirklich dazugehörte.

»Meine Familie dachte, ich will sie auf den Arm nehmen: Mit 18 Urlaub im Kloster?«

ter und hatte so die Möglichkeit, die Gemeinschaft näher kennenzulernen. Ich merkte bald, dass das keine heile Welt ist, dass ich aber so sein durfte, wie ich eigentlich bin. Auch dass ich nach einem Jahr an

Diabetes erkrankte, stellte keinen Hindernisgrund dar. Leider ist das längst nicht in allen Gemeinschaften der Fall! Auch habe ich es schnell schätzen gelernt, dass mich einige Schwestern immer wieder nach meiner Meinung zu Dingen des Ordensalltags gefragt haben. Ich durfte mich so schnell in die Gemeinschaft einbringen, obwohl ich noch nicht wirklich dazugehörte.

Sehr hilfreich für meine Entscheidungsfindung war mir auch mein Studium. Hier konnte ich so vieles über das Christentum und dessen Geschichte mit Gott erfahren und hatte viele Gelegenheiten, mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten zu beten und über unseren Glauben zu sprechen. Von ihnen habe ich auch einiges an Zuspruch erhalten, den Schritt in die Gemeinschaft zu wagen. Sie hatten gemerkt, wie sehr meine Augen vor Glück strahlten, wenn ich von meinen Klosteraufenthalten erzählte.

Obwohl die Aussicht auf eine gute Assistenzstelle in einer Gemeinde sehr verlockend war, wusste ich gegen Ende des Studiums, dass für mich der Schritt in das Postulat, also in die offizielle Ordensausbildung der Schwestern der Heili-

gen Maria Magdalena Postel, für mich jetzt dran war und dass ich es später bereuen würde, wenn ich es nicht wenigstens probiert hätte. Schwer wurde mir die Entscheidung eigentlich nur, wenn ich daran dachte, dass das auch heißt, zumindest während des Noviziates meine Familie und Freunde selten zu sehen. Ich hatte Sorge, meine Freunde zu verlieren, und meine Familie hatte Angst, mich zu verlieren.

So gab ich meine Eintrittspapiere ab und wagte den Sprung ins Ordensleben. Heute bin ich 24, Novizin und die Jüngste in der Gemeinschaft. Natürlich ist einiges anders, als ich es mir vorgestellt habe, und dieser Weg ist nicht leicht, denn er fordert mich als ganzen Menschen und meine ganze Liebe. Ohne diese und eine ganz schöne Portion Gottvertrauen, dass dies auch sein Wille ist, könnte ich die jetzige Situation mit wenigen jungen und vielen alten Schwestern nur schwer ertragen, die mich auch mit Sterben und Tod konfrontiert. Gleichzeitig erlebe ich gerade diese Situation als ein großes Geschenk und Chance. Denn ich kann viel von den älteren Schwestern lernen, und wir jüngeren müssen und dürfen neue Wege ausprobieren. Es wird darauf geachtet, welche Fähigkeiten und Interessen die einzelne hat und wo sie sich einbringen kann. Ich darf ganz ich sein. Für mich ist die heutige Zeit genau die richtige Zeit, Ordensleben zu leben und zu prüfen, ob dies wirklich für immer mein Weg ist. Jetzt will ich hier sein und das ganz, mit Leib und Seele!

»Gleichaltrige machten mir Mut, da sie merkten, wie meine Augen vor Glück strahlten, wenn ich aus dem Kloster kam.«

Schwester Franziska Lennartz SMMP

Den Menschen nahe sein

Was es eigentlich war, was mich bewog, meiner Mutter zu sagen, dass ich ins Kloster gehen wollte, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, dass wir auf dem Weg zu meiner Tante nach Luisenthal waren, als ich ihr meine Entscheidung

sagte: »Wenn ich groß bin, dann gehe

»Wenn ich groß bin, dann gehe ich ins Kloster.« Ich war erst 12 Jahre alt. Meine Mutter meinte nur, »das habe

ich auch mal gedacht, als ich so alt war

wie Du, aber das geht wieder vorbei.« Ich dachte, ach! Wie eine Erkältung.

Bei Wallfahrten war ich dabei, und wenn ich auf das Angebot von Schweigee exerziten stieß, nahm ich daran teil. Ich war gläubig und nahm das sehr ernst, was mich manches Mal ausbremste, an Schandtaten von KlassenkameradInnen teilzunehmen.

Ansonsten war ich aber lebenslustig, schnell zornig – und bin es bis heute – wenn ich was nicht einsehen konnte, tanzen war meine große Leidenschaft.

Mit 23 Jahren kaufte ich mir ein Heftchen mit Adressen von Klöstern. Ich suchte nach Klöstern, die ihre Schwestern in die große weite Welt schickten, denn ich war neugierig und wollte fremde Länder und Kontinente kennen lernen. Die Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika versicherten, dass alle Schwestern in Afrika in der Missionsarbeit eingesetzt werden – das sicher zu wissen, war mir ganz wichtig. Denn waren die Gelübde erst einmal abgelegt, war ich zum Gehorsam verpflichtet. Afrika, das war weit und fremd. Da wollte ich hin, und ich war froh, einen Orden gefunden zu haben, mit dem das in jedem Fall geschehen würde.

Es war im Mai 1960, als ich meine Arbeitsstelle bei der Landesbank und Girozentrale Saar, Saarbrücken, kündigte. Der Personalchef, Herr Kasper, war entsetzt, warum denn?

Wollen Sie wieder nach Paris? In Paris

war ich ein Jahr zum Aufbau der Banque Franco Sarroise, der Tochterbank der Landesbank Saarbrücken, gewesen.

Nein, ich wolle in einen sozialen Beruf umsteigen, gab ich ihm als Begründung.

Ich wagte nicht zu erzählen, dass ich ins Kloster gehe, denn ich war ja nicht sicher, ob man mich im Kloster behalten würde. Dann wäre ich die Blamierte.

Nach diesem schweren Gang fuhr ich nach Hause und informierte meine Eltern. Mein Vater tobte und meine Mutter weinte. Es war schrecklich. Meine Eltern sprachen mit niemandem darüber, hoffend, es sei eine vorübergehende Spinnerie. Auch ich weihte niemanden in meine Pläne ein. Am 1. August 1960 trat ich ein.

Oft wurde ich später gefragt und werde es heute noch, ob ich denn nicht habe heiraten wollen und Kinder bekommen, eine Familie gründen. Ich schwärmte zwar für einzelne bekannte junge Männer, aber zu einer festen Freundschaft kam es nie. Außerdem war mir eigentlich immer klar, wenn ich das eine wähle, muss ich auf anderes verzichten. Der Verzicht auf Kinder wurde mir zu verschiedenen Zeiten schmerzlich bewusst.

Diesen Verzicht und meine Kraft und mein Wille ganz für »seine« Sache da zu sein, war es ja, was mich bewog, ins Kloster zu gehen. In einer Gemeinschaft mit Gleichgesinnten das Evangelium zu leben und zu den Menschen in Afrika zu bringen. In Deutschland, so dachte ich damals, waren die Menschen zu satt und uninteressiert. Sie gingen zwar regel-

»Mein Wille ganz für »seine« Sache da zu sein, war es ja, was mich bewog, ins Kloster zu gehen.«

mäßig zu den Gottesdiensten, aber lebten nicht, was sie im Gottesdienst bekannten.

Im Saarland wurde von denen, die nicht in die Kirche gingen, oft gesagt: »Die renne jeden Sonntag in die Kirch und sind genau nicht anders wie die ›annere.«

Ein halbes Jahr Postulat, ein und ein halbes Jahr Noviziat in Trier, es war nicht immer leicht. Schweigen, beten, alles

»Im Unterricht und in der Auseinandersetzung mit meinem Glauben habe ich viel gelernt und vertiefen können.«

streng geregelt, und dabei tat ich mir nicht leicht mit dem vielen Beten. Oft blinzelte ich zur Banknachbarin und war beeindruckt von deren Versunkenheit im Gebet. Ich tat mich schwer, ich sagte oft dem lieben Gott: »Es tut mir leid, aber ich kann Dir nur meine Knie schen-

ken (denn wir beteten und meditierten oft kniend). Aber im Unterricht und in der Auseinandersetzung mit meinem Glauben habe ich viel gelernt und vertiefen können.

Wir lernten unseren Stifter kennen und die ersten Schwestern. Der Stifter Kardinal Lavigerie war ein Franzose und Kardinal in Algier. Er wollte Afrika zum Christentum bekehren und gründete eine Priestergemeinschaft, die Weißen Väter. Da diese Priester in Nordafrika nur die Männer, aber nicht die Frauen erreichen konnten, gründete er eine Frauengemeinschaft: die Schwestern Unserer Lieben Frau von Afrika. Es war ihm wichtig, dass diese Schwestern mit der einheimischen Bevölkerung lebten, immer angepasst an die Situation und Lebensbedingungen der Menschen.

Ein wichtiger Gedanke war, den Menschen nahe zu sein. Wie sie das Feld bestellen, oder wenn nötig, Dienste als Krankenschwestern durch Hausbesuche oder im Krankenhaus anzubieten, als Lehrerinnen in Schulen zu unterrichten usw. Aus diesem Grund konnten wir auch nicht wie andere Orden die

stündlichen monastischen Gebete sprechen und uns dazu versammeln. Wir beteten 3-mal am Tag den Rosenkranz, den konnten wir gut unterwegs beten. Und natürlich einzelne Gebete wie Laudes am Morgen, Vesper am Nachmittag, wenn möglich, und am Abend vor dem Zubettgehen die Komplet.

Nach diesen zwei Jahren: mein erstes Gelübde für ein Jahr. Dann Studium der Theologie in Toulouse / Frankreich. Dann wieder zurück nach Deutschland zur Berufsausbildung als Lehrerin. Sieben Jahre dauerte die

Vorbereitungszeit, bis ich endlich nach Afrika flog. Meine erste Ernennung war

»Es war eine wunderbare Zeit.«

Rwanda. Nach dem Sprachstudium von Kinyarwanda in Kigali unterrichtete ich in Französisch im Lehrerinnenseminar in Nyanza und übernahm später dann auch die Leitung. Es war eine wunderbare Zeit. Ich habe viel mit den Schülerinnen unternommen. Wir haben in der freien Zeit die Nachbarn besucht, alten Leuten geholfen, z. B. Wasser herangezogen oder Feuerholz gesucht, auch mal eine Hütte gebaut. Es war mir ein Anliegen, dass die Schülerinnen durch das Leben in Schule und Internat sich den einfachen Leuten nicht zu sehr entfremdeten.

In Rwanda habe ich dann auch meine ewigen Gelübde abgelegt. Ich war also sieben Jahre im Kloster, hatte fünf Mal ein Gelübde für jeweils ein Jahr abgelegt und durfte dann nach den Regeln unserer Gemeinschaft die ewigen Gelübde ablegen. Meine Mutter und unser Pfarrer haben mich zu der Feier besucht. Mein Vater war inzwischen gestorben, ausgesöhnt mit meiner Entscheidung, eine Schwester zu werden.

Was mir gut gefiel, war dieses nahe bei den Menschen sein, als Instrument der Liebe Gottes, ihnen das Evangelium nahe zu bringen. Am besten kann ich das mit einem Bild ausdrücken, das ich viele Jahre später vor dem Carmel in In-

fanta / Philippinen sah: Auf einer Dienstreise war ich auf die Philippinen zu Bischof Labayen gekommen. Er zeigte mir den Carmel, einfach gebaut, wie die Häuser armer Fischer und

Landarbeiter. Vor diesem Carmel lag ein gefällter Baum, in den in großen Lettern zu lesen war »Den Wunschträumen des Vaters gewidmet«. Auf meine erstaunte Frage, was das bedeutet, erklärte mir eine Carmelitin: »Gott der Schöpfer, also Vater / Mutter aller Menschen, sollte er

»Mir wurde meine Berufung hier so richtig deutlich. Gott hat keine anderen Augen, Hände und Herz als die unseren.«

nicht Wunschträume für alle seine Kinder haben? Aber es gibt Kinder Gottes, die haben kaum Lebenschancen, und da wir behaupten, wir wollen im Herzen Gottes die Liebe sein, müssen wir alles tun, damit diese Kinder Gottes die Liebe Gottes erfahren. Das heißt, wir müssen für diese Menschen da sein.«

Mir wurde meine Berufung hier so richtig deutlich. Gott hat keine anderen Augen, Hände und Herz als die unseren. Und wir, wenn wir das begriffen haben, müssen alles tun, damit die Liebe Gottes auch bei diesen Chancenlosen erfahrbar wird.

So war mir bei meinem zweiten Afrika-Einsatz klar, ich will was für die chancenlosen Kinder Gottes tun. Und seit dieser Zeit habe ich wie nie zuvor wunderbare Hilfe erfahren.

Von meinen Obern wurde ich nach Mombasa, Kenia, geschickt. Ich sollte dort in die Lehrerfortbildung einsteigen. Lehrer und Lehrerinnen haben Chancen. Aber was ist mit den vielen armen Frauen und Kindern, ohne Ausbildung, ohne Schule? Trotzdem wird von ihnen erwartet, dass sie sich versorgen, ihre Eltern und eigenen Kinder. Diese Frauen – oft noch Kinder – sehen nur in der Prostitution eine Chance, Geld zu bekommen. Empört hat mich, wie Sextouristen die Notlage dieser Menschen schamlos ausnutzen – bis heute:

Sie gönnen sich eine teure Weltreise, landen im Paradies und treten Gottes Kinder mit Füßen, oft für Pfennigbeträge. Ihre Opfer verlieren Gesundheit an Leib und Seele. Zu diesen Kindern Gottes wollte ich die Liebe und Fürsorge Gottes bringen.

Um zu erfahren, wie die jungen Mädchen und Frauen ihre Situation sehen und was sie sich wünschen, habe ich sie aufgesucht: auf der Straße, im Café, am Strand, im Bordell.

Wenn Sie mir sagten, sie müssten eigentlich noch ein Jahr zur Schule gehen und dann könnten Sie eine Arbeit finden oder eine Ausbildung machen oder

oder oder –, dann versuchte ich einfach das umzusetzen, was sie sich wünsch-

ten. Das war größtenwahnsinnig, denn ich hatte nichts, kein Geld, keine Schreibmaschine, kein Auto. Ich wohnte mit meinen Mitschwestern zusammen, die in der gleichen Situation waren wie ich und in der Diözese in verschiedenen Aufgaben arbeiteten. Meine Mutter war eine Witwe, ohne viel Geld und mit einem Sohn, der noch in der Ausbildung war. Als ich dem Bischof meine Idee vorstellte, fand er das sehr gut und wollte mich auch unterstützen, aber Geld habe er keines. Meine Oberin, es war zu dieser Zeit eine großartige Amerikanerin, unterstützte meine Idee, aber auch Sie hatte kein Geld.

Da habe ich mit dem lieben Gott einen Deal gemacht: Ich kümmere mich um Deine Kinder, lass Du mich ja nicht im Stich.

Seit dieser Zeit erlebe ich Wunder. Ein guter Freund und Priester, Pater Dr. Fritz Köster, war der erste, der meine Idee aufgriff, mich zwar warnte, aber auch half. Ich habe vielen meine Idee vorgetragen und bekam Unterstützung. Ich verpflichtete mich, alle, die halfen, zu informieren, und schrieb vier Mal im Jahr eine Doppelseite mit Informationen über

»Seit dieser Zeit erlebe ich Wunder.«

meine Arbeit. Ich erhielt den Besuch von Prof. Zulehner, er brachte mir eine Schreibmaschine mit. Ein Kleinunternehmer aus Landau, der mit dem Pfarrer und einigen Pfarreimitgliedern anreiste, verpflichtete sich, meine Infobriefe, schon bald zwei Doppelseiten lang, zu verschicken. Er brauchte nur das

Original und die Adressen der Empfänger und kümmerte sich dann viele Jahre um den Versand.

»Da wusste ich: Ich werde hier in Deutschland gebraucht – und zwar dringend!«

Bald schon konnten einige junge Frauen, die ich betreute, die Ausbildung als Schneiderin, als Friseurin, als Sekretärin, als Bäckerin machen. Ein junger Priester, den ich als Seminarist kennen gelernt hatte, hatte eine Pfarrstelle in Kenia angenommen, Michael Schrode. Er überließ mir sein Auto, er könne in seiner Pfarrei leichter ohne Auto auskommen als ich mit meinem Engagement.

Ein junger Priester, den ich als Seminarist kennen gelernt hatte, hatte eine Pfarrstelle in Kenia angenommen, Michael Schrode. Er überließ mir sein Auto, er könne in seiner Pfarrei leichter ohne Auto auskommen als ich mit meinem Engagement.

Ich kam nach Deutschland und wollte hier informieren über den Sextourismus und seine Folgen. Und ich erfuhr, dass die Frauen schon hier waren. Die Ware Frau und Kind brachte und bringt den Verbrechern viel Geld, und die Vermarktung in Deutschland läuft auf vollen Touren, ohne dass von staatlicher Seite Einhalt geboten wird.

Kaum hatte ich 1988 in Deutschland meine Arbeit begonnen, wurde mir eine junge Frau gebracht, 17 Jahre. Sie wurde seit ihrem 15. Lebensjahr in Deutschland in bestimmten vornehmen Hotels angeboten. Sie hatte so genug von ihrem Leben, dass sie einen Selbstmordversuch unternahm und ohnmächtig gefunden wurde.

Da wusste ich: Ich werde hier in Deutschland gebraucht – und zwar dringend!

Ich wusste aber auch, dass ich in Deutschland, wenn ich helfen wollte, dringend Mitarbeiterinnen brauchte. Und die

fand ich. Bis heute sind 16 Beratungsstellen entstanden, 2013 haben sich 1.555 Frauen und Kinder aus 103 Ländern hilfesuchend an eine dieser SOLWODI Beratungsstellen in Deutschland gewandt. Aber auch in Kenia geht die Arbeit weiter, in den verschiedensten Programmen.

Ich bin davon überzeugt, dass wir Christen aufgerufen sind, Gottes Anliegen hier auf der Erde ernst zu nehmen. Zum Beispiel: Das Reich Gottes hier mitten unter uns zu verwirklichen, friedlich und gerecht miteinander umzugehen, ein menschenwürdiges Leben für alle zu schaffen. Dem habe ich mein Leben gewidmet – und Gott hat mich nicht im Stich gelassen.

Schwester Dr. Lea Ackermann SMNDA

* 2.2.1937

Gründerin und Vorsitzende von SOLWODI Deutschland e. V.

1960 Eintritt in die Gemeinschaft der »Missionsschwestern unserer lieben Frau von Afrika« (SMNDA). 1962 bis 1966 Theologie- und Pädagogik-Studium in Toulouse und München, danach erst Lehrerin, dann Rektorin an einer Mädchenschule in Ruanda. 1972 Aufnahme erneuter Studien in München, 1977 Promotion zur Dr. phil. 1985 Entsendung von der Ordensleitung nach Mombasa, Kenia. Dort gründete Sr. Dr. Lea Ackermann die Hilfs- und Menschenrechtsorganisation SOLWODI (Solidarity with Women in Distress / Solidarität mit Frauen in Not) als Ausstiegsprojekt für kenianische Frauen und Mädchen aus der Elendsprostitution. 1987 kehrte sie nach Deutschland zurück und baute SOLWODI Deutschland auf. Seitdem widmet sie ihr ganzes Engagement dem Kampf gegen die Prostitu-

tion. SOLWODI bietet – überparteilich und überkonfessionell – Hilfe für Opfer von Menschenhandel, Zwangsprostitution, für von Zwangsheirat bedrohte oder aus Zwangsehen geflohene Frauen und Mädchen und hat allein in Deutschland 15 Beratungsstellen und sieben Schutzwohnungen. Erwachsen aus der praktischen Hilfe engagiert sich SOLWODI außerdem politisch für Frauen in der Prostitution. Sr. Dr. Lea Ackermann wurde für ihr Engagement mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt, u. a. 2012 mit dem Großen Bundesverdienstkreuz, 2010 mit dem Bayerischen Verdienstorden, 2008 mit dem Romano-Guardini-Preis, 2005 mit dem Verdienstorden des Landes Rheinland-Pfalz, 2014 mit dem Augsburger Friedenspreis. Schon 1997 wurde Sr. Dr. Lea Ackermann als »Frau Europas« ausgezeichnet. Unermüdlich macht sie mit öffentlichen Vorträgen, Buchveröffentlichungen, ExpertInnengutachten und engagierten Kampagnen auf das Schicksal von Frauen in der Prostitution aufmerksam. Ihr Ziel: Ein Europa ohne Prostitution und ein gleichberechtigtes Miteinander von Mann und Frau.

Liebe Leserin, lieber Leser,

in diesem Buch wurden in »ungewöhnlichen« Berufungszeugnissen sechzehn Ordensleute vorgestellt. Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der Vielfalt von Persönlichkeiten und Ordensgemeinschaften, die es hierzulande gibt. Vielleicht kennen Sie sogar persönlich eine Schwester, deren Lebenslauf Sie bewegt und beeindruckt hat, oder einen Pater, dessen außergewöhnliche Berufungsgeschichte danach verlangt, weitergegeben zu werden. Für eine Fortsetzung mit weiteren ermutigenden Glaubenszeugnissen bitten wir Sie deshalb um Ihre Unterstützung. Schreiben Sie uns, damit wir uns an diese Ordensleute wenden können.

Vielleicht sind Sie ja selbst dem ungewöhnlichen Ruf Gottes in Ihren Orden gefolgt und möchten Ihren bewegenden Schritt in die Gemeinschaft des Glaubens und die Freude darüber mit anderen teilen.

Bitte wenden Sie sich an:

St. Benno Verlag GmbH
Lektorat
Stammerstr. 11
D-04159 Leipzig

Sie können uns auch eine E-Mail schreiben:

lektorat@st-benno.de

Betreff: »Lieber ungewöhnlich leben«
Kennwort: Lebenszeugnisse

Quellennachweis:

S. 6/7: Papst Franziskus, Ordensleute – ein Geschenk Gottes,
Auszug aus dem Angelusgebet am 2. Februar 2014
© Libreria Editrice Vaticana, Città del Vaticano

Alle Rechte der Texte dieses Buches liegen bei den jeweils
genannten Autorinnen und Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der St. Benno Verlag bedankt sich herzlich für die Unterstützung und die
bereichernde Zusammenarbeit für dieses Buchprojekt bei der Deutschen
Ordensobernkonzferenz (DOK). (www.orden.de)

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de**

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4178-4

© St. Benno Verlag GmbH
Umschlaggestaltung: birq design, Leipzig
Gesamtherstellung: Sabine Ufer, Verlagsherstellung, Leipzig (A)